

Zeitschrift: Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur
Herausgeber: Verein für Bündner Kulturforschung
Band: - (1974)
Heft: 5-6

Artikel: Sprachprobleme bei P. Placidus Spescha
Autor: Müller, Iso
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-398151>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BÜNDNER MONATSBLATT

Zeitschrift für bündnerische Geschichte, Heimat- und Volkskunde

Chur, Mai/Juni 1974 Nr. 5/6

Sprachprobleme bei P. Placidus Spescha

von P. Iso Müller, Disentis

1. Von der *fraternité européenne* zur *fraternité latine*

Die Freude an den nationalen Sprachen erfasste im 18. Jahrhundert alle Gebildeten. Nicht umsonst hat Rousseau (†1779) das Wort geprägt: «Es gibt nur Europäer.» Über die Schranken der staatlichen Grenzen muss man sich hinwegsetzen und die Sprachen aller Völker zu erlernen suchen. Diese neue Geistigkeit machte vor den Mauern unserer Klöster nicht halt. Von Abt Kolumban Sozzi (1764–1785) berichtet ein Zeitgenosse: «Er redete fünf Sprachen vollkommen, nemlich die rhätische, italiänische, deutsche, lateinische und französische; er verstund die spanische, portugiesische, griechische und hebräische.»¹ Diese Charakteristik stammt von keinem andern als P. Placidus Spescha (1752–1833), der selbst ein begeisterter Schüler Sozzis war. Aber er sprach nicht so viele Sprachen wie sein verehrter Lehrer. Das gibt er selbst demütig zu. «Man lobt und erhebt sehr die *griechische Sprache*, ich darf von ihr nicht das Mindeste absprechen, denn ich kenne sie nur zum Theil.»² Dennoch hatte er ein sprachliches Talent, man möchte sagen ein linguistisches Gefühl, das ihn befähigte, manche Sprachen zu

¹ Pl. Sp. 4, S. 242 = Spescha, 63.

² Pl. Sp. 18 I. S. 10. Vgl. B 43 I, S. 127, über das «griechische Wort» Christoferus. Dazu B 1773, S. 1, 149

verstehen. «Das *Englische* ist mir nicht ganz unbekannt, obschon ich niemals ein englisches Buch gelesen hab.» Schon in den achtziger Jahren bekam er eine *spanische Bibel* zu Gesicht, die er ohne grosse Mühe verstund. «Das *Italiänische* würde ich in kurzer Zeit verstehen und reden, obschon ich in dieser Sprache mich niemals geübet hab.» Weiter gesteht er: «Die alte(n) *französische(n) Bücher* sind mir ziemlich verständlich, obschon ich dieser Sprache beynache nichts gewiedmet hatte.» Und nun verrät er seine sprachgeschichtliche Einstellung: «Auch zur *deutschen Sprache* kam ich in kurzer Zeit, weil sie mehrere der lateinischen und thuscischen Sprache ähnliche Wörter und Biegungen in sich fasste. Dies alles giebt zu verstehn, dass ehemals im abendländischen Europa beynache eine allgemeine Sprache geherrschet habe.»³

Da P. Placidus mittelst seiner Muttersprache den Weg zu den übrigen europäischen Sprachen fand, betrachtete er sie als die Quelle aller abendländischen Sprachen, als die Ursprache Europas. Schon im Jahre 1800 äusserte er sich dahin, dass das Rätoromanische «eine grosse Ähnlichkeit mit der altitaliänischen, spanischen und fränkischen oder britannischen Sprachen gehabt und noch wirklich habe».⁴ Er war der Ansicht: «Im Grund ist das Italiänische, Spanische, Französische, Alpinische (Rätoromanische), Deutsche, Englische und Nordische die nemliche Sprache.»⁵ Nicht anders urteilte er 1804. Er lässt die Sprachen von Italien aus nach «Spanien, Frankreich, England, Rhätien und Deutschland» sich ausbreiten.⁶ In Italien waren die Tyrrhener zuhause, von denen die Rätoromanen ihre Sprache übernommen und in den Alpen rein erhalten hatten. Im Jahre 1805 schreibt er, dass in den rätischen Alpen wie an den Königshöfen in Frankreich und Britannien die gleiche Sprache gesprochen wurde. Die Strassburger Eide im 9. Jahrhundert und die Gesetze Wilhelms des Eroberers im 11. Jahrhundert sind ja auch den Rätoromanen verständlich, vor allem den Engadinern.⁷ Für P. Placidus gehen die abendländischen Sprachen auf das tyrrhenische (tuscische) Fundament in Italien zurück, so «der Dia-

³ Pl. Sp. 4, S. 619

⁴ A 725 II, S. 12.

⁵ B 1773, S. 150, 174.

⁶ Pl. Sp. 4, S. 638.

⁷ Pl. Sp. 7, S. 7; A 40a I, S. 23–34. Diese Hinweise stammen aus Jos. Planta, Geschichte der romanschen Sprache. 1776, S. 46 f.

lekt von Italien, der von Spanien mit Portugal und dann der von Frankreich; viel weiter zieht der von Britannien und Germanien».⁸ Auch noch im Jahre 1821 meint P. Placidus, dass seine Muttersprache «sehr der spanischen, italiänischen und französischen wie auch im vielen der englischen» gleiche.⁹ Sein letztes diesbezügliches Urteil fasst er 1828 in die Worte: «Die rhätische Sprache ist eine der ältesten Sprachen in der Welt und liebt sehr den Wohlklang und die Richtigkeit des Sylbenmaasses. Sie ist so flichtig wie die französischen, auch so weich als die italiänischen, aber auch nicht so hart sprechend als die deutsche und nähert sich der spanischen.»¹⁰

Auch nach heutiger Anschauung gehören die genannten Sprachen zum sogenannten indoeuropäischen Sprachenstamm. Dass aber das Germanische in England und Deutschland wiederum innerlich verwandt ist und sich von den andern Sprachen deutlich abhebt, konnte Spescha noch nicht so genau unterscheiden. Zu wenig betont ist wohl auch, dass in England erst seit dem Einzug der französisierten Normanen (1066) das Romanische deutlich wurde. Aber P. Placidus als Linguist ist eher als Amateur zu werten, in systematischer und eigentlich wissenschaftlicher Weise hat seit 1816 erst Franz Bopp (1791–1867) die einzelnen Sprachen indoeuropäischer Herkunft klargelegt.

Es ist nun aber aus den angeführten Zitaten in Speschas Werken klar, dass er das Rätoromanische in besonderer Weise mit den grossen drei *romanischen Sprachen* verbindet. Schon im Jahre 1800 sieht er seine Muttersprache als selbständigen Zweig der sogenannten neolateinischen Idiome an: «Sie ist eine von allen jetzt üblichen Sprachen verschieden, sie ist eine eigene Sprache, nähert sich vorzüglich der italiänischen, spanischen und französischen und lateinischen.»¹¹ Am meisten interessierte ihn das Thema im Jahre 1805. Ein ganzes Kapitel widmet er der Übereinstimmung der romanischen Sprache mit der französischen, italienischen und spanischen. «Diese vier Sprachen haben einmal eine Mutter gehabt.» Er fährt weiter: «Italien, Frankreich,

⁸ Pl. Sp. 7, S. 25. Gründe, warum Spescha das Germanische nicht als Grundsprache ansah, in Pl. Sp. 4, S. 639–640.

⁹ A 40, Einl. S. 21.

¹⁰ Pl. Sp. 30a, S. 5. Dazu J. G. Ebel, *Anleitung die Schweiz zu bereisen* I (1809), S. 275.

¹¹ Pl. Sp. 3, S. 45; vgl. Pl. Sp. 7, S. 29; Pl. Sp. 10, S. 178–179, 241; Pl. Sp. 12 II, S. 17; Pl. Sp. 17, Anm. S. 5; Pl. Sp. 28, S. 214; A 40 III, S. 7, 20.

Spanien und Rhätien wie auch Portugal sprechen so untereinander, dass man glauben muss, dass diese Nationen von Anfang an die gleiche Ursprache (Original) gehabt haben.»¹² Und wiederum 1811 konstatiert er: «Die rhätische (Sprache) hat eine eigene Wortfügung, sie nähert sich der spanischen und italiänischen und auch der französischen Sprache. Verfehlt man diese, so verfehlt man Wiz und Begriff und Nachdruck in der Prosa.»¹³

Für notwendige Neubildungen im Rätoromanischen empfiehlt Spescha Anleihen an das Lateinische und an das genannte Sprachetrio.¹⁴ Die Schicksale der romanischen Sprachen sind ihm auch eine Ermunterung für seine Muttersprache. Das Italienische, Französische und Spanische war, bevor es allgemein «Nationalsprache» wurde, nur ein «Jargon» und eine «Bauersprache», die weder geschrieben noch gedruckt, sondern nur gesprochen wurde. Sie mussten sich erst zu einer Literatursprache entwickeln.¹⁵ Das ist auch der Weg für das Rätoromanische.

P. Placidus suchte das Verhältnis zu den einzelnen Schwestersprachen noch genauer zu umschreiben, wusste er doch, dass die grossen romanischen Sprachen unter sich ebenso verschieden sind wie das Surselvische vom Domleschger- und Engadiner-Dialekt.¹⁶ Zunächst sieht er Beziehungen zur *französischen Sprache*, da ihm ja deren Bücher als «ziemlich verständlich» erschienen.¹⁷ 1805–1806 schreibt er: «In Rücksicht der Wortsetzung, Fügung und Endsylbe(n) aber kommt sie (die rätoromanische Sprache) mit der französischen so überein, dass man sie Wort zu Wort in dieselbe übersetzen konnte.»¹⁸ Die Bemerkung zeigt, wie sehr Spescha in das Idiom Frankreichs einzudringen suchte. Später (1820/1821) erklärt P. Placidus die Verwandtschaft beider Sprachen historisch, da ja die Gallo-Franken wie die Räter aus Italien (Umbrien) stammen. Jetzt sieht er aber die Annäherung nur in den Sach- und Lokalnamen, findet aber eine beträchtliche Entfernung

¹² Pl. Sp. 7, S. 173–177. Dazu B 43 I, S. 38.

¹³ Pl. Sp. 10, S. 177.

¹⁴ Pl. Sp. 7, S. 175–176.

¹⁵ Pl. Sp. 27 II, S. 31.

¹⁶ Pl. Sp. 12 II, S. 17, dazu Pl. Sp. 17, S. 124–125, im Anschluss an Christmann.

¹⁷ Pl. Sp. 4, S. 619.

¹⁸ B 43 I, Einl. S. 38.

«in der Wortgestalt, Ableitung und Fügung». Das Bündnerromanisch «liebt aber die Kürze der französischen und weicht von der Länge der italiänischen und spanischen Sprache ab».¹⁹ Spescha warnt jedoch vor der Schreibart des Französischen, das eine Überfülle unnötiger Buchstaben aufweist.²⁰

Dem *Italienischen* fühlte sich P. Placidus eng verbunden, wie dies ja in Bünden ganz begreiflich war. Schon im Jahre 1800 war er der Ansicht, dass ein Rätoromane eher das Cisalpinische (Norditalienische) erlernt als ein Hochdeutscher das Plattdeutsche.²¹ Um diese Zeit verglich er auch beide Sprachen, so das Wortmaterial und die Zeitstufen, und stellte eine enge Verwandtschaft fest. Im Italienischen sieht er das Alt-Tusculische.²² Beide Sprachen, Romanisch und Italienisch, gehören deshalb zusammen, weil die Rätier auch aus Italien stammten, das ihm als «Mutter der Völkerschaften und Sprachen» gilt.²³ Dort verblieben ja auch viele Tuscier, als die Räter fortzogen.²⁴

Spescha las gelegentlich auch italienische Werke.²⁵ Er kannte nicht nur die literarische Sprache, sondern auch jenen Dialekt, den «der italiänische Pöbel» sprach, so wenn er Bergam, Com und Milan nennt, ohne das auslautende o.²⁶ Den Einfluss Italiens schätzte Spescha ebenso gross ein wie denjenigen des Nordens. Die Nachbarschaft der norditalienischen Städte von Vicenza bis Arona und den grossen Seen (Garda-, Comer- und Langensee) schienen unserem Geographen wichtig zu sein.²⁷

Italienisch-Bündner sieht Spescha als «italienisiert» an.²⁸ Poschiavo und Bergell, Misox und Calanca «sprechen unter sich thalländisch und befeissen sich in ihrer Diplomacie und kirchlichen Vortrag der italiänischen Sprache».²⁹ Immerhin bekennt Spescha zuletzt: «In den

¹⁹ Pl. Sp. 26 II, S. 8–9. Dazu Pl. Sp. 26 I, S. 22, wo die «Wortsetzung des Alt-Französischen» als vorbildlich bezeichnet ist.

²⁰ Pl. Sp. 12 II, S. 113–114.

²¹ A 725 I, S. 4. Vgl. Ebel l. c. 1 (1809), S. 275.

²² B 1773, S. 92.

²³ Pl. Sp. 4, S. 618.

²⁴ Pl. Sp. 26 II, S. 14–15.

²⁵ Pl. Sp. 18 II, S. 11. Vgl. Pl. Sp. 4, S. 619.

²⁶ Pl. Sp. 26 II, S. 9.

²⁷ Pl. Sp. 26 II, S. 14–15.

²⁸ Pl. Sp. 12 II, S. 15.

²⁹ A 40a I, S. 35.

südlichen Thäler der Alpen spricht man in Dialekten, die wenig von den romanischen sich unterscheiden; sie dürfen aber hieher nicht gezogen werden, weil sie sich der italiänischen Literatur bedienen und dieser Sprache zu nähern getrachtet haben.»³⁰

Die Beziehungen zur *spanischen Sprache* begannen sozusagen zufällig. «Mir kam in den achziger Jahren eine spanische Bibel des alten Testaments, welche auf altspanisch geschrieben war, zu Handen und ich musste keine grosse Mühe geben, sie zu verstehen, obschon ich niemals spanische Bücher gelesen oder mit den Spaniern einige Bekanntschaft gepflogen hatte.»³¹ Eine ähnliche Episode ereignete sich im Leben von Speschas Freund, M. Conrad, Pfarrer in Andeer, der 1773 in Berlin ein spanisches Buch erhielt, von dem er sofort «die meisten gelesenen Wörter ins Deutsche übersetzte», obgleich er früher nie mehr als ein kleines Bruchstück eines spanischen Werkes gelesen hatte.³² P. Placidus meinte schon 1800, dass bei der Entstehung der tuscischen Sprache das Spanische «die Oberhand gewonnen habe, indem diese sich der rhätischen so nähert, dass man (sie) im Grund für eine und die nemliche Sprache» ansehen kann.³³ Unter spanisch verstand er nicht das Kastilische, sondern die «Mundart der Katalonier und Basken».³⁴ Später führte Spescha die Verwandtschaft beider Sprachen noch weiter aus und benützte dabei die «Spanische Sprachlehre des Herr J. G. Sandoz».³⁵

2. Bündner Romanen in aller Welt

Spescha legt grosses Gewicht darauf, die *Fraternité latine* durch die *Reise-Erfahrungen* vieler Bündner zu belegen. So wird das ganze Gebiet der *Romania*, der romanischen Sprachen, sozusagen zu einer Raetoromania. Als Zeugen für die Verwandtschaft mit dem Spanischen führt unser Gewährsmann Jakob Paul Veinzaf (Weinzapf) von Fellers, Pfar-

³⁰ A 40a III, S. 236–237.

³¹ Pl. Sp. 4, S. 619. Nur kurz erwähnt in A 725 I, S. 12.

³² M. Conradi, *Deutsch-romanische Grammatik* 1820, S. XII–XIII.

³³ A 725 I, S. 12. Vgl. Pl. Sp. 30a, S. 5.

³⁴ Ebel l. c. I (1809), S. 275.

³⁵ A 40a III, S. 158–159, Über besondere Laute des Spanischen wie auch des Französischen Pl. Sp. 10, S. 273.

rer in Ruschein (1743–1791) an, der ihm erzählte, dass «in gewissen Berggegenden Spaniens, wo er weilte, eine ähnliche Sprache gesprochen werde wie die unsrige». Damit meinte er das Katalanische im Norden des Landes, bei den Pyrenäen. Ferner zitiert Spescha auch einen französischen Priester Andreas Franz Poudroux aus Langres, der den Eid auf die revolutionäre Verfassung verweigerte und als Emigrant 1795–1796 in Laax als Kaplan wirkte, später aber bis 1817 in Brigels lebte. Poudroux versicherte, dass «an verschiedenen Orten Frankreichs eine dem Romanischen entsprechende Sprache gesprochen werde. Er hat auch sofort unsere Sprache verstanden und gesprochen und sich über dieses neue Erlebnis verwundert». Es handelt sich hier wohl um das Provenzalische oder eine mit ihm verwandte südfranzösische Mundart.¹ Besonders erwähnt P. Placidus noch Oberst Joachim von Castelberg (1761–1837) und Martin Crapet, weil sie ihm Zeugen für die romanische Sprache in einem Teil in der Provence über Nizza und für bestimmte Täler Spaniens waren. Von Joachim v. Castelberg wissen wir, dass er zuerst in sardinisch-piemontesischen und später in französischen Diensten stand.²

Als weiteren Zeugen nennt Spescha Anton von Castelberg (1751–1819), Oberst in sardinischen Diensten, der versicherte, er habe oft «mit Herren der Türkei gesprochen, die eine gewisse, dem Romanischen ähnliche Sprache redeten».³ Damit meinte er wohl Leute, die im türkischen Mittelmeergebiet lebten, aber keine eigentlichen Türken waren, die aber italienisch oder französisch verstanden und sprachen. Dann führt Spescha noch den Trunser Jakob Josef Tomaschett an, der 1795–1801 in englischen Diensten stand und am ägyptischen Kriege teilnahm. Er gelangte auch nach Jerusalem und verkehrte dort im Tale Josaphat mit Leuten, die seine Sprache verstunden. Dieser Gewährsmann versicherte sogar unserem Pater, es gebe dort in der Umgebung noch Dörfer, die so sprechen.⁴ Zwischen Ölberg und Jerusalem, wo das

¹ Weinzapf und Poudroux werden in Pl. Sp. 7, S. 178 (Anhang) erwähnt. Über sie vgl. J. J. Simonet, *Die katholischen Weltgeistlichen Graubündens*, 1920, S. 73, 142.

² Pl. Sp. 13 I, S. 24. Über Joachim v. Castelberg siehe E. Poeschel, *Die Familie von Castelberg*. 1959, S. 465–491, 524.

³ Pl. Sp. 7, S. 178. Über Ant. v. Castelberg siehe Poeschel l. c., S. 451–464, 523.

⁴ Pl. Sp. 7, S. 178. Dazu P. A. Vincenz, *Historia della vischnaunca de Trun*, 1940, S. 124. Zu seinen Erlebnissen 1800–1801 siehe Dec. Chrest. I, S. 492–498, wo der Verfasser den Vornamen Johann Paul führt.

Josaphat-Tal liegt, gab es seit frühester Zeit auch christliche Bauten und Niederlassungen. Bekannt ist, wie sich besonders italienisch-franziskanische Zentren in der Heiligen Stadt heimisch machen konnten. Schliesslich bezieht sich Spescha noch auf Jerusalem-Pilger des 16. Jahrhunderts, die dies bestätigen.⁵ Die Pilgerreise, die Pfarrer Jakob Bundi mit mehreren Bündnern 1591 unternahm, berichtet freilich nicht unmittelbar davon. Allein da diese Wallfahrergruppe bei den italienischen Franziskanern in S. Salvator logierte und überhaupt italienisch sprechen konnte, handelte es sich hier um die Sprache Italiens, die mit dem Rätoromanischen ja verwandt war.⁶

1816 will Spescha die Jugend für die Sprache der romanischen Heimat begeistern, die an so vielen Orten der Welt gesprochen wird, im Nah-Osten, in Palestina, Afrika, Spanien, Frankreich und Italien. Er nennt sogar Russland und Gebiete der Moldau und Walachei. Neben den uns schon bekannten Gewährsmännern (Anton und Joachim v. Castelberg, Tomaschett von Truns, Pilger nach Jerusalem) zitiert er auch Otto Anton Dedual von Oberhalbstein (1770–1844), der in Frankreichs Armee kämpfte. Er wie auch Joachim v. Castelberg hätten weite Länder durchwandert.⁷

Als Beleg für die wichtige Stellung des Bündnerromanischen in der europäischen Sprachenfamilie führt Spescha immer wieder die Leichtigkeit an, mit welcher seine Landsleute *fremde Idiome* sich aneignen. Schon 1804 schrieb er: «Der romansche Rhätier versteht, liest und spricht gleich italiänisch, spanisch, portugeschich, sardinisch, französich und deütsch, und zwar nicht selten so, als wenn er darin gebohren und erzogen wäre; der deütsche Rhätier aber nur deütsch, und zwar selten reiner als dieser.»⁸ Im folgenden Jahre 1805 hebt er wiederum hervor, wie die Söhne seiner Bündner Heimat die Sprachen der romanischen Länder, auch von Britannien und Germanien ohne grosse Schwierigkeiten lernen: «Das Romanische hat den Vorteil, dass diejenigen, die diese Sprache sprechen, damit auch die abendländischen Sprachen von

⁵ Pl. Sp. 7, S. 23–24, 178, dazu Pl. Sp. 13 I, S. 40–41.

⁶ Der Text von Bundis Reisebuch im Jahresbericht der Historisch-Antiquarischen Gesellschaft von Graubünden 52 (1922), S. 10–61, dazu Bündner Monatsblatt 1937, S. 3, 43–61.

⁷ Pl. Sp. 13 I, S. 23. Über Dedual HBLs II, S. 677.

⁸ Pl. Sp. 4, S. 637–638. Ähnlich Pl. Sp. 18 I, S. 44.

Europa in sich aufgenommen haben. Auch zeigt die Erfahrung, dass die Bündnerromanen oft diese Sprachen so vollkommen sprechen, wie die dort geborenen selbst und sie auch mit solcher Leichtigkeit und Genauigkeit schreiben wie diese.»⁹ Je besser die Rätoromanen ihre Sprache sprechen, um so mehr stehen ihnen alle Türen zu den abendländischen Sprachen offen.¹⁰ Wer romanisch kann, hat schon den «Grund» aller Sprachen.¹¹ «Wer an meiner Aussage zweifelt, möge die Herren de Mont, Vieli, Castelberg, Gabriel, Toggenburg, Cadaeras, Casanova von Cumbels und andere hören.»¹² 1816 kommt P. Placidus nochmals auf die Sprachenbegabung der Rätoromanen zurück: «Belege für diese Behauptung sind die Planta des Engadin, die Vieli, die Sachi, Cadaeras, Gabriel, Castelberg, die heute noch leben und fremde Sprachen sprechen, sogar das Deutsche, dass man sie von geborenen Deutschen nicht unterscheiden kann.»¹³

In diesem Zusammenhang interessierte sich Spescha auch für die romanischen *Bündner in der Fremde*, die nach seinen Worten «in allen drei Theilen der Welt» zu finden sind. «Wir sehen noch wirklich einen de Mont unter der zahlreichen Versammlung der Senatoren von Frankreich», gemeint ist damit Josef Lorenz Demont (1746–1826), General in französischen Diensten und seit 1806 Senator.¹⁴ Spescha erinnert weiter an «einen Albin unter den Leibärzten des Kaisers von Russland». Es handelt sich um Appolinaris Anton Albin (1771–1830), gebürtig aus Tersnaus (Lugnez), der in Wien Medizin studiert hatte und dann als Leibarzt des Fürsten Gallizin in Petersburg und schliesslich als Hofarzt des Zaren wirkte.¹⁵ In seiner Aufzählung erwähnt unser Gewährsmann «einen Buol am österreichischen Hofe». Nicht weniger als drei Mitglieder der Buolschen Familie kommen in Frage: Rudolf Anton (1705–1765), kaiserlicher Hofkammerrat und Gesandter,

⁹ Pl. Sp. 7, S. 25–26.

¹⁰ Pl. Sp. 7, S. 161. Ähnlich A 40 Einl., S. 21.

¹¹ Pl. Sp. 10, S. 170.

¹² Pl. Sp. 12, S. 25.

¹³ Pl. Sp. 13 I, S. 23.

¹⁴ Über Demont Bündner Monatsblatt 1946, S. 289–299, und Bedeutende Bündner 1 (1970), S. 283–286.

¹⁵ Über Albin Sprecher-Jenny, Kulturgeschichte der Drei Bünde im 18. Jahrhundert, 1951, S. 426–427, dazu Jahresb. der Historisch-Antiquarischen Gesellschaft von Graubünden 90 (1960), S. 135–136.

Johann Anton (1710–1771), Oberst in kaiserlichen Diensten, und Johann Anton Baptist (1729–1797), Kanoniker und kaiserlicher Gesandter.¹⁶ Unter dem «veredelten Hauptmann Vincens am spanischen Hofe» ist Josef Balthasar Vincenz (1789–1858) zu verstehen, Oberst in spanischen Diensten, der 1817 in den Adelsstand erhoben wurde.¹⁷ Ein «Riedi am baierischen Hofe» ist bislang nicht bekannt, vielleicht liegt eine Verwechslung mit Johann Peter Riedi (1780–1852) vor, der jedoch in holländischen Diensten war.¹⁸

Nachdem P. Placidus diese Persönlichkeiten an den Höfen aufgezählt hatte, fährt er weiter: «Unter den einheimischen Staatsmännern und Offizieren, die bei verschieden(en) Prinzen und Potentaten und auch ihrem Vaterland rühmlich gedient haben und sich der romanischen Zungen bedienen, erwähne ich nur die zahlreichen Familien von Salis und Planta und auch jene von Blumental, Jeklin, Juvalta, Toggenburg, Montalto, Vieli, Castelberg usw.»¹⁹ Es hiesse eine Geschichte der politischen und militärischen Führungsschicht von Graubünden schreiben, wollte man alle diese hervorragenden Mitglieder einheimischer Familien einzeln ins Licht setzen.

3. Die Vermischung mit der deutschen Sprache

Das reine Rätoromanentum, wie es sich Spescha vorstellte, konnte sich deshalb nicht halten, weil zuerst die deutsch-römischen Kaiser mit Gewalt ihre Sprache einführten. Also nicht die Franken oder Alemannen waren schuld, sondern die germanischen Herrscher des Mittelalters.

Im Innsbrucker Exil des Jahres 1800 stellte Spescha einfach fest, dass «die occidentalischen Kaiser» die rätischen Landschaften unter ihre Söhne und Herzöge verteilt hatten.¹ 1805 klingt dies schon anders: «Zwischen dem 10. und 11. Jahrhundert hat sich das deutsche Reich sein Haupt erhoben und mit seiner Kraft und Verachtung der Natio-

¹⁶ HBLS II, S. 434–435.

¹⁷ Über Vincenz Bündner Monatsblatt 1964, S. 17–30, und Ischi 1964, S. 85–115.

¹⁸ Über ihn Bündner Monatsblatt 1966, S. 157–161 und 1967, S. 40–42.

¹⁹ Alles aus Pl. Sp. 17, Anmerkungen S. 20.

¹ B 1773, S. 147. Dazu Pl. Sp. 26 II, S. 117–120.

nen die romanische Sprache ausgeräumt. Aber die politische Lage änderte sich und die rätsche Nation warf das Joch der Unterwerfung ab und die Sprache konnte sich behaupten.»² Die Vermischung mit dem Deutschen «geschah mit Willen und Hilfe der deutschen Kaiser, die wie die römischen Imperatoren alle andern Sprachen abspülen wollten, um einzig das Deutsche blühen zu lassen». Daher seien viele Uneinigkeiten unter den Romanen und Gleichgültigkeit gegen das Land und seine Sprache gekommen.³ Im Jahre 1811 mässigte sich P. Placidus keineswegs: «Keine Nation, wovon wir in der Geschichte Merkmal haben, vergriff sich mehr an die Sprache als die deutsche. Diese ging darin so weit, dass sie dies(es) Nationalalterthum gänzlich zerstört haben wurde(n), wenn nicht die Vorsehung durch eine Staats-Revolution des Jahres 1424 es daran verhindert hätte.» Einige Deutsche gingen so weit, dass «sie wünschten, diese unsre Sprache, wie die italienische, gänzlich vertilgt zu sehen».⁴

In seinen späteren Schriften änderte Spescha seine Tonart nicht. Man fing an, so sagt er, die Leute mit «Feuer und Schwert» zu bekämpfen. Die Feinde zogen wie Jäger aus, aber die Alpenbewohner bewaffneten sich mit Halbarten und siegten, angefangen von 1308 bis zum Jahre 1499.⁵ Wie Vogelsteller jagte man uns nach. «Um die einfältigen Alpenvögel desto schlauer zu fangen, stellte man Locker aus, und was nicht so konnte erhascht werden, richtete man mit Machtpruch-Prügel aus und so begann die Umänderung der Sprache an den Quellen der Drau und endete sich an jenen des Rhodans.»⁶ Es waren die Winde von Norden und Osten, die uns Kälte brachten und unsere Saaten unfruchtbar machten, so klagt Spescha. Er glaubte, um 1400 herum sei das romanische Bündnervolk noch «eine einzige Nation» mit einem «einzigem Sprachton» gewesen, die sich aber aufgelöst habe, und zwar «von aussen verachtet und von innen wenig geachtet».⁷ Spescha zählte zum Beweis für diese Behauptung alle Gemeinden auf,

² Pl. Sp. 7, S. 41. Ähnlich Pl. Sp. 26 II, S. 11, 121–123

³ Pl. Sp. 7, S. 24. Ebenso scharf B 43 I, S. 34–35; Pl. Sp. 13, S. 48; Pl. Sp. 18 I, S. 37.

⁴ Pl. Sp. 10, S. 167–168. Ähnlich schon 1805 in B 43 I, S. 24–25 und Pl. Sp. 28, S. 244–245.

⁵ Pl. Sp. 26 II, S. 126–127.

⁶ A 40a III, S. 252–253.

⁷ A 40a III, S. 254–255.

die seit dem späten Mittelalter oder noch erst im 16. Jahrhundert deutsch wurden.⁸

Noch in seinen alten Tagen wettet P. Placidus gegen «Prinzen und Potentaten», die die Sprache ihrer Untergebenen bestimmen wollen. Wenn der Herrscher nicht die gleiche Sprache spricht, dann «dünkt es mir vernünftiger, dass einer nach vielen als viele nach einem sich bequemen soll». Unser Forscher stellt das Axiom fest: «Jede Nasion in der Welt hat das Recht, seine Sprache beizubehalten, denn dies ist ein Eigenthum, das Gott jeder Nasion zugetheilt hat.»⁹ Zuletzt eiferte P. Placidus noch in einem 1825 mit zitternder Hand geschriebenen Nachtrag gegen das gewalttätige Benehmen der «Mächtigen in der Welt» und betonte ihnen gegenüber als Theologe: «Gott liess zu, dass mehrere Sprachen werden mögen und lässt auch zu, dass mehrere gesprochen werden können.»¹⁰

Spescha setzt aber nicht nur die germanischen Herrscher auf die Anklagebank, sondern auch die *deutsche Sprache* selbst, die er nicht genug abwerten kann. Schon 1804 betrachtete P. Placidus das Deutsche nur als eine Tochter der «tyrrhenischen» Sprache, die freilich einer abendländischen ähnlich sei. Das Land sei erst spät «vom abendländischen Theil Europens bevölkert» worden und sei gegen Frankreich und Rätien abgeschlossen und daher sprachlich isoliert.¹¹ Im Jahre darauf bezeichnete unser Disentiser Gelehrte die deutsche Sprache als «eine der ungeläufigsten» Sprachen, die nicht als «milde europäische Sprache» gelten kann.¹² Mit Nachdruck betont Spescha, dass das Deutsche aus allen occidentalischen Sprachen «grad die entfernteste Sprache ist» und dem Romanischen am wenigsten nahestehe. Es handle sich um «eine fremde, ja weit abweichende Sprache».¹³ Wenn wir diese Sprache annähmen, so meint P. Placidus, dann «müssten wir unsren Redewerkzeugen eine ganz wiedrige und unnatürliche Wendung geben und uns von allen andern occidentalischen Sprachen entfernen.»¹⁴

⁸ Pl. Sp. 18 I, S. 37–38.

⁹ Pl. Sp. 26 II, S. 113–114, ähnlich Pl. Sp. 17, Anm. S. 23.

¹⁰ Pl. Sp. 10, S. 335 (Nachtrag).

¹¹ Pl. Sp. 4, S. 639–640.

¹² B 43 I, S. 39.

¹³ Pl. Sp. 17, Anm. S. 4 und A 40 I, S. 22 sowie A 40a III, S. 255.

¹⁴ Pl. Sp. 17, Anm. S. 19 und A 40a III, S. 196.

Alle irgendwie erreichbaren Motive, gute und eitle, wahre und irrige, sind Spescha willkommen, wenn er damit nur seine Landsleute mit Abneigung und Hass gegen das Deutsche erfüllen kann. Im Jahre 1814 zeigte er sich in dieser Hinsicht besonders angriffsfreudig. Zuerst muss die Geschichte herhalten: «Sage mir, mein junger Rätoromane, wo waren die Deutschen 520 Jahre vor Christi Geburt, als die Rätier unsere Alpen besetzten?» Dann folgte die Literatur: «Wieviele grobe, abergläubige und vergiftete Bücher gab es nicht in dieser Sprache und gibt es heute noch? Diese haben die Neuerer gelesen und mit der Sprache die Moral verloren.» Damit zielte Spescha seine Pfeile unmittelbar auf die Sprache selbst, weil er wusste, wie sehr sie sich im Laufe des 18. Jahrhunderts ihrer klassischen Form genähert hatte. «Schau nicht auf die Schönheit dieser Sprache, denn sie ist nicht schöner und auch nicht praktischer und schwieriger als die Deine und andere.» «Die Deutschen haben selbst verspürt, dass sie eine rauhe, schlecht verständliche und ungeordnete Sprache haben; sie haben vor gut einem halben Jahrhundert angefangen, sie zu hobeln, zu feilen und zu glätten, aber mit diesem Hobeln, Feilen und Glätten haben sie es so weit gebracht, dass sie kaum mehr das Vaterunser ihrer Ahnen verstanden, auch nicht einig geworden sind über ihre Regeln und haben ihre Sprache zu unverständlich gemacht, dass kaum der eine oder andere ihrer Gelehrten imstande sind, sie richtig zu schreiben.» Dann spricht P. Placidus von den «Deutschen, diesen armen Tröpfen» (*pu-praths tudaestgs*) und fügte bei: «Ich hätte mich gescheut, solche Ausdrücke zu gebrauchen, gegenüber einer benachbarten Nation, und ich würde mich deren enthalten haben, wenn ich nicht selbst erfahren hätte, welchen Sack von Schimpfwörtern diese Nation ausgeleert hat.» Sie soll wissen, dass man «ihre Ungezogenheit in dieser Hinsicht in Erinnerung habe und sich gar nicht fürchte, ihr ihr unverschämtes Vorgehen vorzuwerfen und ihr die Wahrheits ins Gesicht zu sagen.»¹⁵ Damit spielte Spescha auf die Vorwürfe an, die man ihm seiner Muttersprache wegen in Chur, Tartsch-Mals und Einsiedeln machte.¹⁶

¹⁵ Pl. Sp. 12 I, S. 9; II, S. 18, 21–23 zu 1814.

¹⁶ Pl. Sp. 7, S. 76 = Decurtins, Rät. Chrest. IV, S. 675.

Und welches Deutsch sollen die Rätoromanen lernen? Spescha klagt über die «zerschiedenen Mundarten».¹⁷ Die deutschen Dialekte seien von einander sehr entfernt. Wenn ein Tiroler mit einem Schweizer rede, so «sprechen sie eine andere als die teutsche Sprache». Für diese Behauptung führt unser Kritiker «altdeutsche Schriften» an, die er um 1780 in Einsiedeln zu Gesicht bekam, aber auch längere Proben aus Dokumenten seiner eigenen Zeit.¹⁸ Wenn Romanen zur deutschen Sprache übergehen, so müssen sie gleich zwei Sprachen lernen, die Mundart und die «ächte und schriftmässige deutsche Sprache». Letztere wird ihnen, wie P. Placidus ironisch meint, «so leicht gehen wie den von Jugend auf deutsch Sprechenden selbst».¹⁹

Das Überraschende bei all dieser Kritik ist, dass P. Placidus selbst den weitaus grössten Teil seiner Schriften in deutscher Sprache verfasste, auch solche, die sich mit der romanischen Sprache beschäftigten. Offensichtlich sah er die Notwendigkeit, so zu schreiben, klar ein, da er sich an einen weiteren Kreis von Lesern wenden wollte. Freilich betont er selbst, dass er «in einer fremden Sprache» schreibe und «in der deutschen Sprache nicht genug erfahren» sei, weshalb man ihm Fehler übersehen möge.²⁰

Schliesslich geht es aber Spescha nicht nur um die Sprache, sondern auch um eine geistige Qualität. «Der Karakter eines Menschen hat viele Aehnlichkeit mit seiner Sprache, und wie man spricht, denkt und handelt man. Annahme einer Sprache erleichtert oder erschwert die Zunge und es verschwinden wenige Jahre, dass sie so unlenkbar wird, dass sie nicht mehr zu allen Aussprachen taugt.»²¹ Mit der Sprache, so meint unser Kritiker, verliert der Rätoromane auch seine geistige Beweglichkeit. Schon 1804 schrieb er im heiligen Zorn: «Jetzt reden sie deutsch mit einer rhätischen Zunge, und ihre Lebhaftigkeit ist dahin.»²² Nach 15 Jahren kam unser Forscher wieder auf den offenbar bekannten Unterschied zwischen den romanischen und deutschen Bündnern zu sprechen: «jene seien lebhafter, geistreicher und mutiger

¹⁷ Pl. Sp. 17, S. 229.

¹⁸ Pl. Sp. 17, S. 226–230; Pl. Sp. 18 I, S. 40–43.

¹⁹ Pl. Sp. 26 II, S. 130.

²⁰ Pl. Sp. 17, Einl. S. 7; Pl. Sp. 26 I, S. 22; A 40, Einl. S. 32.

²¹ Pl. Sp. 27 II, S. 11–12.

²² Pl. Sp. 4, S. 637.

und diese mehr langsam (morta), schwermütig und furchtsam. Woher dies aber kommen soll, kann ich nicht entscheiden».²³ Aber Spescha glaubte doch offenbar an diesen Unterschied.

4. Deutschfreies Romanisch um jeden Preis

Wenn Spescha schon in der Ausbreitung des deutschen Elementes im romanischen Raum ein schwer lastendes Unglück sah, so war es logisch, jetzt wenigstens die deutschen Eindringlinge in der lebendigen Volkssprache zu verdrängen. Schon 1805 begann er den Kampf gegen die deutschen Wörter, indem er geläufige Ausdrücke als unrichtig brandmarkte, so «Herr Feter» statt «Signur Aug», «Landama» statt «Mistral», «la frau muoter» statt «la donna moma», «la jungfra Bas» statt «la donshalla», dann «il kraft» statt «la fermaezia», ferner «il brust» statt «il paez».¹ Zu dieser Litanei fügte er später einige Beispiele hinzu, so «ferstand» statt «judizi», «landrechter» statt «kau de ligia», «Trost» für «konsolazion».²

P. Placidus ging der Herkunft dieser Ausdrücke nach und fand auch richtig deren Urheber, nämlich «jene, welche in Ausland gingen, dort studirten und dienten und lieber durch fremde Sprachtöne gelehrt und geschickt und folglich lieber fremd als einheimisch seyn wollten. Ich vernahm öfters, wie die alten Leute sich beklagten, dass man jetzt sich nicht bestrebe, so zu sprechen und zu predigen, wie vor alters, dass man so oft das: aber, sonder, Laster, Trost usw. widerhohle, da man sich statt derer des mo, mo era, encontercomi, sche, vets, vetsi, consolazion bedienen konnte.»³ Spescha kann seinen Unwillen darüber nicht verbergen. «Nur jene bedienen sich der fremden Wörter, wenn einheimische vorhanden sind, die entweder gelehrter oder dumer seyn wollen als andere.»⁴ Durch fremde Wörter in Gesprächen und Schriften «haben sie die Literatur verdorben, nicht verbessert».⁵ Nach Speschas

²³ Pl. Sp. 16 II, S. 10.

¹ Pl. Sp. 6, S. 2.

² A 40 III, S. 19–20.

³ Pl. Sp. 26 II, S. 145–146, dazu A 40a III, S. 196.

⁴ Pl. Sp. 18 II, S. 37.

⁵ Pl. Sp. 7, S. 73–74.

Überzeugung haben nicht die deutschen Kolonien in Davos und Rheinwald, auch nicht die Einwanderung fremder Familien und der Durchzug fremder Heere der Sprache so geschadet, wie «die eigene und willkürliche Unachtsamkeit, fremde Wörter in unsrer Sprache aufzunehmen». Unser Reformier findet dies ohne Beispiel. «Meines Wissens ist wohl keine Nation in der Welt, welche mit ihrer Sprache so scherzt wie die rhätische, ja ihr lebhaftes Alterthum so ausser Acht setzt wie diese.»⁶

Doch lässt sich, wie unser Eiferer ausführt, dieser Missbrauch leicht vermeiden, denn diese sprachlichen Fremdkörper sind leicht erkennbar.⁷ «Ich selbst habe und zwar öfters stundenlange Anreden gehalten, ohne ein fremdes oder allemannisches Wort darin zu mischen. Denn nur jene mischen fremde Wörter ein, die der Sprache unkundig sind, keine Wahl der Wörter und Redensarten treffen oder durch einem fremden Jargon sich gross machen wollen.»⁸ Zu den letztgenannten «Sündern» rechnet er auch die Gebildeten und Wissenschaftler: «Viele der Sprüche und Redensarten sind aus der Feder der Gelehrten geflossen, taugen für unsre Sprache nicht, denn sie hat ihre eigene Eigenthümlichkeit.»⁹ Spescha empfiehlt, das Ohr stets auf die lebendige Sprache zu richten, «nemlich auf die Art, in der man redet oder geredet wird».¹⁰

Zu den Missbräuchen zählt unser kritischer Beobachter auch gewisse neue *Höflichkeitsformen*. Seiner Ansicht nach war das «Du» ein alträtischer Brauch.¹¹ Die gleichen Männer und Damen, die fremde Wörter in die Sprache einmischen, wollten auch besser tituliert werden als das gewöhnliche Volk und verliessen deshalb die Gewohnheit der guten Vorfahren (de nos buns vegls) und führten statt «Du» (ti) und «Er» (el) die pluralen Formen «Ihr» (vus) und «Sie» (els und ellas) ein, um so «grösser und nobler» zu erscheinen. Dieses Vorgehen schaffte nur Verwirrung und muss «als weltliche Eitelkeit» angesehen

⁶ Pl. Sp. 26 II, S. 13–14.

⁷ Pl. Sp. 26 II, S. 14.

⁸ Pl. Sp. 18 I, S. 20–21.

⁹ Pl. Sp. 27 II, S. 71.

¹⁰ Pl. Sp. 10, S. 241–242.

¹¹ Näheres Bündner Monatsblatt 1973, S. 66–67.

werden.¹² Noch drei Lustren später machte Spescha darauf aufmerksam, dass «die Alten dies als etwas unnatürliches ansehen», da man gleichsam «aus einer Person zwei machen und hiedurch höflich seyn wollte».¹³ Merkwürdig aber ist, dass der gleiche P. Placidus das Duzen als deutsche Eigentümlichkeit ansieht und das romanische *tudestg* vom lateinischen *tu* ableitet, ja auch zugeben muss, dass die Franzosen – ausgenommen der «Pöbel» – einander mit *vous* ansprechen. Aber Spescha bleibt bei seiner Ablehnung pluraler Höflichkeitsformen, was ja auch seinem demokratischen Geiste entsprach. Er konnte sich darauf berufen, dass das «Du» (*ti* bzw. *toy*) besonders in der Somvixer Gemeinde stark verwurzelt sei.¹⁴

Unser Geistesmann ist aber keineswegs gegen neue Wörter, im Gegenteil, er sieht nur zu gut ein, dass es seiner Muttersprache an neuen Elementen fehlt. «Wir sind, wie die übrige Welt anfänglich war, in Hinsicht dessen an Sprachnamen arm, denn die Sprache schief in der Wiege wie ein junges Kind. Sie wuchs, aber nur allmählich, und es bedarf noch vieles, um sie ausgewachsen zu sehen.»¹⁵ Gerade weil die romanische Sprache «noch in der Wiege ihrer Kultur liegt, folglich ist sie biegsamer und linder als manche andere Sprache und zu neuen und beliebigen Eindrücken ist sie um desto empfänglicher».¹⁶

Für Spescha war es ausgemacht, dass für die *Bildung neuer Wörter* zuerst die eigene Sprache, dann das Latein und dessen verwandte Sprachen, d. h. das Italienische, Spanische und Französische das Material liefern müssen. «Der Sand, der Kalch und die Steine sind vorhanden, der Mörtel der Sprache, der als verbindender Zement dienen muss, ist von gut gebildeten Männern umzurühren, und dann wird das Gebäude (der Sprache) in seiner Herrlichkeit dastehen.»¹⁷ Hierin

¹² Pl. Sp. 7, S. 74, dazu A 40a III, S. 197.

¹³ Pl. Sp. 26 II, S. 146.

¹⁴ Pl. Sp. 17, S. 37–38, dazu Pl. Sp. 18 I, S. 20–21. Anm.

¹⁵ A 40 III, S. 26, so schon Pl. Sp. 10, S. 175–176 und Pl. Sp. 6, S. 3. Dazu J. G. Ebel, *Anleitung die Schweiz zu bereisen* I (1809), S. 274.

¹⁶ Pl. Sp. 18 I, S. 24.

¹⁷ Pl. Sp. 7, S. 29. In Pl. Sp. 6, S. 2 nennt Spescha folgende in Betracht kommende Sprachen: Latein, Italienisch, Französisch, Spanisch, Portugiesisch, Englisch und Deutsch. Griechische Wörter sind nach Spescha mit wenig Vorteil angenommen worden (*Plonta plantada senza ragish*). In Pl. Sp. 18 I, S. 25 zitiert P. Placidus Lateinisch, Italienisch, Spanisch, Fränkisch, Englisch und Deutsch.

weiss sich Spescha mit den Wünschen des Pfarrers von Andeer, Ser Mattli Conradi, einig.¹⁸ Aber P. Placidus warnt doch vor einem unbesonnenen Zurückgreifen auf das Lateinische oder die andern romanischen Sprachen. Besonders fürchtet er unnötige oder rauhe und ungehobelte Wörter und Redensarten.¹⁹ Es muss eine schöpferische Auswahl am Werke sein, die er treffend mit der Arbeit der Bienen vergleicht, die den Honig aus den Blumen «mit Wahl und Achtsamkeit» sammeln und hervorholen.²⁰ Als Beispiele fügen wir einige seiner Vorschläge an. Für Christentum setzt Spescha Christianesim vor.²¹ Statt des deutsch klingenden costab (Buchstabe) zieht er litera vor.²² Die Wohlredenheit (Eloquenz) bezeichnet er als plitontadat.²³ Für Grammatik möchte er logatschatura einsetzen.²⁴ P. Placidus wollte statt des bisherigen position nun ponizion sagen, doch lehnte er dies schliesslich ab, weil man sich damit «zu sehr dem Latein» genähert hätte.²⁵

5. Rätoromanische Latein-Schule ohne Deutsch

Für P. Placidus, der geistig noch im späten Barock wurzelte, war es klar, dass das *Latein* das Grundelement der Bildung sein musste. So schreibt er 1804: «Der ofentliche Gottesdienst wird überhaupt in lateinischer Sprache abgehandelt, unsere Jugend muss in dieser Sprache vorzüglich geübt und geschulet werden, wenn einst der Seelsorge sollte vorgestellt werden.»¹ Spescha weiss aber auch, dass das Latein das Verständigungsmittel der Gelehrten war und dass «die wichtigsten Werke des Alterthums» in dieser Sprache geschrieben und gedruckt

¹⁸ Pl. Sp. 26 I, S. 20, dazu M. Conrad, Deutsch-Romanische Grammatik 1820, S. VIII. und XII.

¹⁹ Pl. Sp. 10, S. 176–179, 182–183. A 40 III, S. 20. Gegenüber M. Conradi wünschte Spescha nicht *da sora*, sondern *de sora* wie auch *de part*. Pl. Sp. 43 b I, S. 3. Hier ist der Latinismus im Spiel, über den einiges zu finden ist im Bündner Monatsblatt 1973, S. 69.

²⁰ Pl. Sp. 27 II, S. 71.

²¹ Pl. Sp. 13 I, S. 47.

²² Pl. Sp. 6, S. 2 und Pl. Sp. 13 I, S. 45.

²³ Pl. Sp. 7, S. 137–140.

²⁴ Pl. Sp. 16 II, S. 1–2.

²⁵ Pl. Sp. 27 II, S. 35.

¹ Pl. Sp. 4, S. 136, dazu Pl. Sp. 6, S. 2.

wurden.² Zusammenfassend meint unser Beobachter: «Seit mehr als zweitausend Jahren ist die lateinische (Sprache) die Haupt- und Gelehrtensprache gewesen und sie ist noch jetzt die Sprache des Gottesdiensts und der Gelehrten, mithin sind ihre Wortschätze für uns sehr nuzbar.»³ Wenig später bekennt er: «Die lateinische Sprache... ist die Literatursprache der gelehrten Männer im Abendland und die Sprache der lateinischen Kirche. Dichter und Theaterspieler von Rom haben ihr die erste Vervollkommnung gegeben und Redner, Geographen und Geschichtschreiber gaben ihr die Vollendung selbst... Sie war die allgemeine Sprache von Italien, Spanien und Frankreich.»⁴ Spescha staunt über die Zähigkeit dieser Sprache, die sich «bis zu unsern Zeiten, auch in den stürmischen Kriegszeiten, als eine Schrift- und Gelehrtensprache erhalten» hat.⁵ Nachdem sich Spescha so viel mit den antiken Schriftstellern und ihren Aussagen über die rätische Geschichte abgegeben hatte, war ja auch seine Stellungnahme schon entschieden. Freilich erkennt Spescha auch deren Schwierigkeiten nicht, sie erschien ihm «wegen ihrer vielen Biegungen und Ausnahmen zu schwer zu sprechen».⁶

Das Latein zeigt sich nun dem Rätoromanischen innerlich ebenso verwandt, wie ihm umgekehrt das Deutsche fremd ist. Aus dieser seiner Grundthese, die in allen seinen Schriften irgendwie aufscheint, zieht Spescha den Schluss, dass der geborene Romane unmittelbar von seiner Muttersprache zum Latein vordringen soll, also nicht zuerst das Deutsche lernen müsse, um dann erst auf dieser Sprachbrücke zum Lateinischen gelangen zu können. Das war Speschas Ideal: ein rein rätoromanisches Gymnasium, ausschliesslich für die Bündner Romanen!

Erstmals spricht unser Verfasser im Jahre 1804 davon, als man im Kloster eine neue Schule eröffnete: «Warum will man eine Sprache, die soviel Ähnlichkeit mit der lateinischen hat, verdrängen und eine ande(re), die so viel Abstand mit derselben hat, auf dem Thron setzen? Heisst das nicht, unsere Kinder martern und die Familien verarmen?»

² Pl. Sp. 4, S. 638, dazu Pl. Sp. 27 II, S. 34.

³ Pl. Sp. 10, S. 178.

⁴ Pl. Sp. 12, S. 27.

⁵ Pl. Sp. 26 II, S. 7–8.

⁶ Pl. Sp. 4, S. 638.

Schon damals kam Spescha zur Überzeugung, dass das Rätoromanische «die Ursprache von Europa» sei.⁷ Daher konnte er dann im Jahre darauf schreiben: «Das Romanische ist das Fundament des Lateins, aber wie lange nun haben wir unsere Jugend gemartert, indem wir sie in diese Sprache durch das Deutsche einführen wollten. Lasst uns von nun an mehr Mitleid und Klugheit mit ihr (der Jugend) zeigen, sie auf dem breiten und kurzen Weg zur Quelle führen, zu unserem Ziel und unserem Vorteil. Wir wollen nicht gegen den Orient gehen, da doch unser Ziel und Interesse uns gegen den Okzident führen müsste.»⁸ Wie zur Bekräftigung seiner Anschauung fügte Spescha ein kleines Kapitel über die Übereinstimmung des Romanischen mit dem Latein hinzu. Danach hat das Latein kaum einige Wörter, die nicht im Romanischen vorkommen. Als Beleg stellte P. Placidus alle lateinischen Formen zu ponere und die entsprechenden Wörter im Romanischen zusammen. Spescha beabsichtigte sogar, dazu ein eigenes Wörterbuch zu verfassen, das mithin als erstes etymologisches Lexikon des Bündner Romanischen hätte gelten können.⁹

Die Ideen Speschas fanden bei der Organisation der neuen *Klosterschule* im Jahre 1804 keine Berücksichtigung. Man wies darauf hin, dass Graubünden ja erst 1803 in die Schweizerische Eidgenossenschaft als vollberechtigter Kanton durch die napoleonische Vermittlung aufgenommen worden ist, dass daher ja auch die deutsche Sprache mehr als früher zum Verkehr mit dem Gesamt-Vaterlande notwendig sei. Man hatte jedenfalls noch in Erinnerung, dass die Klosterschule in ihren besten Zeiten keineswegs nur romanische Schüler aufnahm. Dazu hatte sie ja auch die Aufgabe, den Romanen die deutsche Sprache beizubringen.¹⁰ So sehr Speschas philologische Begründung richtig war, so sehr sprach das geographisch-historische Moment dagegen.

Daher verstehen wir, dass P. Placidus zehn Jahre später nochmals einen Versuch machte, ja sogar eine «*Grammatica Latina e Romantsha per la Giuventegna Grischuna*» schrieb und diesem Werke von 1814 eine sehr scharfe Vorrede beigab. Sie beginnt im Stile von Ciceros Rede

⁷ Pl. Sp. 4, S. 136–137.

⁸ Pl. Sp. 7, S. 26–27.

⁹ Pl. Sp. 7, S. 162–166, dazu Pl. Sp. 27 II, S. 35 (zu ponere).

¹⁰ I. Müller, Geschichte der Abtei Disentis. 1971, S. 148, 154, 174–175, 179.

gegen Catilina: «Wie lange wollen wir noch unsere Jugend über Hügel und Täler, über Wege und um Ecken leiten, um sie in ein bischen Latein einzuführen, und wie lange wollen wir nun ihren Eltern die Ausgaben verdoppeln, um eine Sprache zu lernen, die der unsrigen so entspricht.» P. Placidus zitiert St. Augustin: *Dicatur veritas, nascantur scandala*: «Wer sich ärgert wegen der Wahrheit, muss sich selbst anklagen.» Wo sind die Köpfe, so fragt er, die uns einen praktischeren Weg zum Latein zeigen? «Der dunkle Wald, der holzige Weg und die steinige Strasse ist das Deutsche, durch welches unsere Jugend geführt wird, um zur Quelle des Lateins zu gelangen.» Dann fährt unser erbotter Kritiker fort: «Hätte man einen längeren, schwierigeren und unpraktischeren Weg als diesen finden können? Nein! Denn von allen abendländischen Sprachen, die mir bekannt sind, ist gerade das Deutsche am meisten vom Latein entfernt.»

Und was für ein Latein spricht man heute? Statt *veritas* schreibt man *feritas*, statt *verum* *ferum* und anstatt Amen nun Omen. Jetzt sieht man Studenten mit langen Hosen und kurzem Bart auf Liebesfahrten, wie sie die jungen Mädchen lateinisch grüssen. «Welche Armen, die Latein durch Deutsch lernen müssen! Welch ein Elend! Wer hat dies euch angeraten, wer ist so von Sinnen, dass er euch auf diesem Weg zu euerem Ziele führen will?» Statt nach Osten geht man nach Süden, man geht nach Wien, um nach Rom zu kommen. Man benützt einen unbekannten Weg, um auf einen noch unbekanteren zu kommen. Aber durch Romanisch zum Latein, das ist das Richtige. «Du siehst es, mein Kind, wenn Du auf diesem Wege gehst, hast du schon die Hälfte des Weges hinter Dir, um in die schöne Stadt des Lateins zu kommen.»¹¹ Bald darauf sagte es Spescha noch deutlicher: «Das Romanische enthält mehr als die Hälfte vom Latein.» Dabei dachte er sowohl an den Wortschatz wie an die Formen.¹² «Was es dazu noch zu lernen gibt, ist ganz leicht und wenig neu.»¹³

Spescha weiss, dass es Gegner dieser Ansicht gibt, die er als «übelwollende und rabiate Hunde» bezeichnet. Sie sind nicht zu achten. «Wenn du etwas Deutsch und etwas deutsches Latein stammelst, so

¹¹ Pl. Sp. 12 I, S. 1–7.

¹² Pl. Sp. 12 I, S. 11.

¹³ Pl. Sp. 12 II, S. 155.

bist du wenig besser als ein Schwabenbub, aber wenn du vollkommen deine Muttersprache und ein klares Latein kannst, dann bist du ein Bündner und machst ein anderes Gesicht. Wenn der Deutsche von seiner Sprache aus das Latein lernt, dann weisst du, dass dies ihm entspricht, aber nicht dir; und wenn du deutsch lernen willst, dann gehe zu den Deutschen und lerne es. Niemand verwehrt dir das oder rät davon ab.»¹⁴

Der Hauptteil des Buches enthält die Geschichte der rätischen Nation und eine Grammatik der romanischen Sprache, und zwar nach altsprachlicher Methode, wie dies damals gar nicht anders zu erwarten war. Am Schlusse ermuntert der Verfasser nochmals seinen Leser: «Ich habe dir den rechten Weg gezeigt und ich habe dir grosse Anstrengung und deinen Eltern viele Kosten zu diesem Ziele erspart. Lass nur die Luft des Neides durch die Lärchen herum wehen. Der Sieg muss unser sein.»¹⁵

Im folgenden Jahre schrieb P. Placidus nochmals eine romanische Grammatik des Lateins: «*Grammatica Latina e Romantscha*». Man könnte sie die grosse Grammatik von 1815 im Vergleich zur relativ kleinen von 1814 nennen. Gemäss dem Vorwort wollte er zuerst die 1764 im Druck erschienene lateinische Grammatik des Abtes Bernhard Frank von Frankenberg (1742–1763) benützen.¹⁶ Dann aber hielt er sich an diejenige von Christian Gottlieb Broeder (1745–1819), dessen erste praktische Grammatik 1787 und dessen kleine 1795 erschien.¹⁷ Zuletzt aber entschied er sich für diejenige, die Joseph Uihlein 1815 in Frankfurt veröffentlichte. Die dort zitierten Beispiele liess er freilich weg. Der Verfasser der Frankfurter Grammatik war wenigstens grundsätzlich auch der Meinung, dass man zuerst die Muttersprache gut beherrschen müsse, bevor man eine fremde Sprache erlernen könne. Dazu bemerkte unser Disentiser Mönch: «Wenn aber gegen jeden Sinn das Gegenteil siegen sollte, dann würde daraus folgen, dass einer, der

¹⁴ Pl. Sp. 12 I, S. 8.

¹⁵ Pl. Sp. 12 II, S. 157, ähnlich ebendort II, S. 28.

¹⁶ Über Franks Grammatik Jahresbericht der Historisch-Antiquarischen Gesellschaft von Graubünden 87 (1957) S. 49, 167.

¹⁷ Allgemeine Deutsche Biographie 3 (1876), S. 345.

bauen will, zuerst mit dem Dachfirst seines Gebäudes zu beginnen hätte und dann erst zum Fundament käme.»¹⁸

Die beiden Grammatiken kamen nie in Druck. Sie waren sehr unzeitgemäss, nahmen auf die gegebenen Verhältnisse keine Rücksicht, dazu waren sie auch zu gelehrt und zu kämpferisch, dazu noch sehr umfangreich, wenigstens die zweite Grammatik von 1815. Die Gegenbewegung siegte, die romanisch-deutsche Grammatica Ramonscha, die in Bregenz 1805 gedruckt wurde. Sie hatte dazu noch ein Wörterbuch, das deutsch-romanisch und romanisch-deutsch war. Verfasser war kein anderer als P. Basil Veith, ein Württemberger.¹⁹

Trotz allem verfolgte Spescha, wie dies von ihm nicht anders zu erwarten war, das alte Ziel in hartnäckiger Weise. So schrieb er im Jahre 1816: «Wenn das Latein romanisch gegeben würde, so hätte man sich die Hälfte der Zeit und der Auslagen erspart.»²⁰ Nicht anders dachte er 1820: «Keine Sprache ist mehr dazu geeignet, um die lateinische zu erlernen, als diese (romanische), denn die meisten Sach- und Thatwörter stimmen mit denen der Lateiner ein und unterscheiden sich nur von denselben in Verkürzung einiger Sylben und Aussprache.»²¹ Auch die Freunde des Lateins hätten einen beachtenswerten Nutzen, denn mit dem Romanischen könnte «der ächte Sinn» des Lateins erklärt werden, da ja viele Tausende von Wörtern ähnlich sind. Je mehr das Romanisch kultiviert wird, um so mehr erleichtert es in vorsichtiger Anwendung «die Erlernung der lateinischen Sprache.»²² In dieser Hinsicht mahnte unser Eiferer, die Endsilben der romanischen Substantive und Adjective gut auszusprechen, «weil sich dann das Latein bei unserer Bündner-Jugend bald einstellt.» (*La Latin gleiti a sepraesentar a nossa giuventegna grishuna*).²³

¹⁸ Rätorum. Bibliothek des Klosters Disentis: M 245. Einl., S. I–III.

¹⁹ Über Veith siehe Studien und Mitteilungen des Benediktinerordens 76 (1965), S. 1–21, über seine Grammatik Gedenkschrift des katholischen Schulvereins Graubünden 1945, S. 160–162. sowie G. Deplazes, Geschichte der sprachlichen Schulbücher im romanischen Rheingebiet. 1949, S. 51–53.

²⁰ Pl. Sp. 13 I, S. 23.

²¹ Pl. Sp. 17, Anm. S. 15.

²² Pl. Sp. 27 II, S. 34–36, dazu A 40 I. S. 20.

²³ Pl. Sp. 7, S. 27. Spescha setzte sich auch für eine bessere sprachliche Erziehung und Schulung der Rätoromanen ein (Aussprache, Lesen, Stil usw.) Pl. Sp. 27 II, S. 67, 70–72; A 40 III, S. 30–31; A 40 a III. S. 218–233, 276–282.

P. Placidus dachte ideal, wohl nur zu ideal. Seine Idee entsprang nicht einer Schulpraxis, für die er wenigstens im Kloster wenig beansprucht wurde, sondern seiner theoretischen Spekulation. Spescha ist selbst gewissermassen ein Gegenbeweis, denn er schrieb die meisten seiner Werke in deutscher Sprache. Noch am 13. Mai 1822 meinte er in der Einleitung zu einem seiner Spätwerke: «Wenn ich aber auch dies Werk in meiner eigenen Sprache verschreiben würde, wie viele Anstände würde ich nicht dabei haben, denn sie schläft noch in der Wiege und ist eine Bauernsprache, ohne bestimmten Regelmässigkeiten. Ich würde von ihr kein Muster des reinen Styls haben.» Einzig die Übersetzung der Kantonsverfassung von 1803 (Act de Mediation) ist nach Spescha «achtsam und nachahmlich geschrieben».²⁴ Bei dieser Sachlage sah sich unser grosser Verteidiger der romanischen Sprache genötigt, das von ihm so bekämpfte Deutsch in seinen meisten Schriften anzuwenden, obwohl er sich bewusst war, dass er auch diese Sprache nicht ganz beherrschte.

²⁴ B 44, am Schlusse der Einleitung (S. 21).